



Hendrik Conscience

Das Scharfrichterskind

Das Scharfrichterskind.

von
Hendrik Conscience.

aus dem Flämischen
von
E. Zoller.

Der Erzähler
aus der
Heimath und der Fremde.
1846 Band 1

Inhaltsverzeichnis

Das Scharfrichterskind.

- 1.
- 2.
- 3.
- 4.

1.



insterer denn gewöhnlich, war es am Abend vor Pfingsten des Jahres 1507 Zu Antwerpen es war, als ob eine schwere undurchdringliche Wolke sich über die ganze Stadt gelagert hätte. Man hörte in der Dunkelheit nichts, als das Niederrieseln des Wasser von den Dächern, das in einem feinen Nebelregen sich über die Stadt ergoß und nur bisweilen klang aus der Ferne der eintönige Schlag einer Thurmglöcke. Die tiefste Stille herrschte auf allen Straßen, obwohl sich noch wenige Bürger zur Ruhe begeben hatten, da es erst neun Uhr war.

Wer sich in diesem Augenblicke bei den Schützenhöfen befunden und den dichten Nebel mit seinem Auge hätte durchdringen können, würde bei der Mauer des Stiftes einen Mann bemerkt haben, der mit dem Rücken an einem Pappelbaume lehnte und mit weit geöffneten Augen die Arme über die Brust gekreuzt, in tiefes Nachdenken versunken schien. Von Zeit zu Zeit entschlüpfen seinem Munde einige unverständliche, aber kräftige Worte, während sein Gesicht einen wilden Ausdruck bekam; wenige Augenblicke darauf hörte man einen bangen, dumpfen

Seufzer, ein Ächzen gleich dem eines Lastträgers, — der seine Bürde zu Boden wirft. Wenn man aber das Gesicht des Unbekannten hätte sehen können, würde man ein Lächeln darauf bemerkt haben; doch nicht das milde Lächeln, das die Freude und das Vergnügen im Gefolge haben, sondern das bittere Lachen wilder Verzweiflung, das bei dem Manne die Stelle der Thränen vertritt. Er lachte, aber während seine Gesichtszüge ein betrügliches Zeichen von Freude trugen, biß er seine Lippen, daß sie bluteten und seine Hand wühlte mit grausamer Wollust in dem Fleische seiner Brust.

O unglücklich, — tausendmal unglücklich war der Mann! Er brauchte die schrecklichen Qualen der Hölle nicht zu fürchten; denn er litt sie schon seit zwanzig Jahren in seinem eigenen Herzen!

Als er aus dem Schooße seiner Mutter tretend, den ersten Schrei als Gruß an das Leben hören ließ, drückte ihm die Mutter keinen Willkommkuß auf die Wangen, sie stieß ihr Kind von sich. Sein Vater fühlte keine Freude, er hatte den Himmel weinend um den Tod seines ersten und einzigen Sohnes gebeten; ja, er weinte über dies Kind, als ob es die Frucht einer fluchwürdigen Sünde wäre.

Und wenn das Kind, mehr mit den Thränen, als mit

der Milch seiner Mutter auferzogen, sich unter andere Kinder wagte, wurde es verflucht, verspottet, gequält, als ob sein Angesicht das eines bösen Teufels wäre — und doch war es so sanft und geduldig, daß man nie ein Zeichen von Ärger oder Wuth über seine Verfolger darauf bemerken konnte: nur der Vater wußte, welche Bitterkeit sich in dem Herzen seines Sohnes sammelte.

Nun war das Kind zum Mann geworden. Trotz seiner Leiden hatte sich sein Körper kräftig entwickelt. Er fühlte in sich den Drang nach Gesellschaft, nach Mittheilung und verlangte Achtung; aber der Haß und die Verfolgung, der er ausgesetzt war, hatten ihn nicht verlassen; wo er sich unter Menschen zeigte, überall ward ihm Spott und Hohn zu Theil und wenn er sich dann nicht wie ein verworfener Slave mit einer gnadeflehenden Geberde entfernte, wurde er, wie ein Hund, mit Schlägen fortgetrieben. Für ihn gab es kein Recht auf Erden, das Gebet allein war sein Theil und nur bei Gott durfte er um Trost und Erleichterung flehen.

Dieß war das Leben des Mannes, der so voll Verzweiflung und Qualen dort an der Pappel lehnte . . .

Und doch wohnte in seinem Herzen Gefühl und Liebe, sein Geist war hell und klar, seine Gesichtszüge

hatten etwas Edles, sein Tritt war stolz und männlich, der Ton seiner Stimme sanft und ernst . . . Er rief in diesem Augenblicke zum Himmel, während er seine Arme erhob:

»O Gott! o Gott, wenn Dein heiliger Wille mich zum Leiden erschaffen, gib mir auch die Kraft, es zu ertragen; mein Kopf brennt! meine Sinne vergehen! Beschütze mich, Herr, vor Wahnsinn und Verzweiflung! Laß mir den tröstenden Gedanken Deiner Güte . . . und Gerechtigkeit — Denn tödtender Zweifel wühlt in meinem Busen!«

Seine Stimme wurde schwächer und zerschmolz in ein unverständliches Murmeln; dann, sich rasch emporrichtend, lief er mit eiligen Schritten durch die Schützenhofstraße bis zum Dryhoek und wandte sich in die Haudaenstraße, von da an ging, er langsamer und man konnte bemerken, daß er sich mit einem gewichtigen Gedanken beschäftigte; denn oftmals blieb er stehen, gleich einem, der um besser nachdenken zu können, seine Schritte anhält. — Plötzlich drang ein schriller und trockener Ton aus seiner Brust, gleich dem Kreischen eines Nachtraben. Er seufzte: »O, der Durst brennt in meiner Brust, wie Gift, ich muß trinken!«

Dieß sagend, lief er eiligen Schrittes den Häusern

entlang, vor jedem eine Weile stehen bleibend, aus dessen Fenstern ein Licht strahlte; überall aber trieb es ihn fort, denn er hörte Menschenstimmen in den Häusern und dies war genug für ihn. In der St. Jansstraße hielt er vor einer Herberge etwas länger und horchte aufmerksam an allen Fenstern. Der Erfund lockte Freudenstrahlen auf sein Gesicht und er sprach leise:

»Ha! da ist Niemand d'rinnen — ich werde etwas trinken können!«

Die Thürklinke aufdrückend, trat er ein. Unglücklicher! Er dachte Niemanden zu finden, weil er nichts hörte, aber wie fand er sich betrogen, als er sah, daß das Zimmer von den verschiedensten Personen angefüllt war, die mit der Kanne in der Hand, um einen Tisch sitzend, auf Etwas Achtung zu geben schienen.

Einer der Gäste machte zum Vergnügen der andern den Taschenspieler und rüstete sich gerade zu einem neuen Kunststücke, als der Unbekannte am Fenster horchte. Da die Umstehenden auf die Hände des Spielers achteten, um das Geheimniß des Kunstgriffs zu entdecken, so hatten sie sich nicht gerührt und schweigend dem Manoeuvre ihres Kameraden zugesehen.

Der dürstende Jüngling bebte bei dem Anblicke so vieler Menschen und trat einen Schritt zurück nach der Thüre, um das Haus zu verlassen, doch bemerkend, daß die Köpfe neugierig auf ihn gewandt waren und fürchtend, er möchte verfolgt werden, trat er zum Schenktische und verlangte eine Kanne Bier von der Wirthin. Diese besah den geheimnißvollen Gast mit mißtrauischen Augen und suchte sein Gesicht unter der Krämpe seines Hutes beobachten zu können; aber der Gast, dies bemerkend, beugte das Haupt noch mehr zur Erde und entging so ihren Blicken.

Während die Wirthin die Treppe des Kellers hinabließ, um das verlangte Bier zu holen, hatten die andern Gäste das Auge nach dem Fremdling gewandt und sprachen flüsternd einander in's Ohr; einer von ihnen schien von Wuth entbrannt und gab durch seine zornigen Gebärden genugsam zu erkennen, daß er große Lust habe, den Unbekannten zu mißhandeln. Dieser hatte den Gästen den Rücken gekehrt und wartete bewegungslos auf das Bier, während er vor Angst zitterte und bebte. Die Wirthin eilte mehr als sonst und reichte bald die volle Kanne dem, der ihre Neugierde rege gemacht hatte.

Der Jüngling trank mit besonderer Hast und leerte auf einen Zug die Kanne bis zur Hälfte; dann dieselbe auf den Schenktisch stellend, gab er der Wirthin einen

Stooter von zwei Stübern. Als sie ihm eine Blank herausgeben wollte, kam einer der Gäste eilig von der andern Seite des Zimmers herbeigesprungen, nahm die Kanne von dem-Schenktische und spritzte dem bebenden Jüngling das übrige Bier in's Gesicht.

»Verfluchtes Henkerskind!« schrie er. »Wie, Du willst in unserer Gesellschaft trinken! Was hindert mich, daß ich nicht stehenden Fußes Dir Hals und Bein breche, aber sei froh, Kerl, daß ich meine Hand nicht an Deinem Leibe schmutzig machen will, elender Bube!«

Der Unglückliche, den man Henkerskind nannte, war wirklich der einzige Sohn des Scharfrichters von Antwerpen, er hieß Geeraert und war wenig über zwanzig Jahre alt. Daraus wird alsbald klar, warum er die Menschen floh, da er nur Haß und Verfolgung von ihnen zu erwarten hatte. Was ihm jetzt geschah, geschah immer, wenn sich ein Scharfrichter in Gesellschaft anderer Bürger wagte.

Der unglückliche Geeraert beugte geduldig das Haupt und besah das Bier, das an seinen Kleidern hinabtropf, ohne daß er ein Wort gegen seinen Feind geäußert hatte. Dieser aber hörte nicht auf mit Lärmen, Schelten und Fluchen und rief endlich der Wirthin zu:

»Seht, Frau, morgen wird unsere Gesellschaft zu Sebastian ausziehen, wir werden unser Geld nicht mehr hier verzehren. — Ihr wärt im Stand und gäbet uns Morgen gar die Kanne, aus der das 'Henkerskind getrunken!«

»Da! da liegt die Kanne«, rief die Wirthin ängstlich und unwillig, während sie den steinernen Topf auf den Boden warf, daß er in Stücke zerbrach, »kann ich dafür, daß das Galgenkind in eines ehrlichen Mannes Haus kommt?«

Und sich zu Geeraert wendend:

»Verläßt Du alsbald mein Haus, Spitzbube, Menschenquäler! Willst Du noch nicht gehen, Henkersbube?«

Der Jüngling hatte bis dahin alles mit Ruhe angehört, doch bei diesem bitteren Schimpfe war sein männlicher Stolz in ihm wach geworden und statt auf das Geschrei der Wirthin hin sich zu entfernen, hob er sein stolzes Haupt in die Höhe und antwortete ihr kalt::

»Frau, ich werde gehen. Ich, obgleich ein Henkerskind, würde mit meinen Nebenmenschen mehr Mitleid haben. Mein Vater quält Menschen, weil das Recht und die Menschen ihn dazu zwingen, ihr alle aber quält mich ohne Noth und ohne daß ich Euch je etwas gethan. Denkt daran, daß ihr gegen Gott

sündigt, wenn ihr mich wie einen Hund behandelt!«

Die Stimme des Jünglings war von so weichem und — rührendem Ausdrücke, daß die Wirthin sich darüber wunderte. Sie konnte nicht begreifen, wie Jemand so sanft bleiben könne, den man so hart behandelt hatte. Eine Thräne glänzte in ihrem Auge und den Stooter vom Schenktisch nehmend, warf sie ihn Geeraert hin mit den Worten:

»Da, ich will Euer Geld nicht, nehmt es und geht im Frieden!«

Derjenige, der das Bier in Geerarts Gesicht geworfen, raffte den Stooter vom Boden auf, warf ihn aber, nachdem er ihn besehen, mit Abscheu auf einen Tisch.

»Seht, seht, es ist Blut an dem Stooter«, rief er; »Menschenblut!«

Alle seine Kameraden sammelten sich um den Tisch und führen vor Schrecken zurück, als ob sie eine Leiche gesehen, von der ihnen das Blut zu kommen schien. Ein Ton des Abscheues und Grausens klang Geeraert entgegen.

Der Jüngling wußte, daß der Vorwurf ungegründet war, denn er hatte den Stooter am selben Abende von einer Betstuhlvermieterin in der Kirche empfangen. Das Unrecht seiner Feinde brachte ihn so außer sich,

daß er vor Zorn bleich, wie ein Leintuch wurde. Seinen Hut tiefer auf den Kopf drückend, sprang er in der Wuth zu dem Tische, auf welchem der Stooter lag und rief wie ein toller Löwe seinen Feinden zu:

»Buben! was redet ihr von Blut? Seht ihr nicht, daß das Geldstück aus schlechtem Stoffe ist und roth aussieht, wie alle andern Stooter? Aber nein, die Lust am Unrecht verblindet euch. Ihr sagt, daß ich ein Henkerskind bin, — ja, so wollte es Gott! — Doch seid ihr mehr zu verachten, denn ich und ich bin stolz, daß ich weder dem Namen, noch der That nach solch' verdorbenen Menschen gleiche, wie ihr seid!«

Kaum hatte er dies gesagt, als Faustschläge und Tritte von allen Seiten auf ihn einstürmten. Er wehrte sich tapfer und brachte manchen unter sich, aber die Zahl war zu groß für seine Kräfte . . .

Verwünschungen und Schmähworte tönnten durch einander, Kannen und Gläser zerbrachen zwischen den umgeworfenen Tischen und Stühlen, die Wirthin rief um Hilfe . . .

Nachdem man so einige Zeit gerungen und gekämpft hatte, sah sich Geeraert plötzlich mitten auf der Straße, ganz betäubt und zugleich verwundet von den Schlägen, die er empfangen: er richtete seinen Mantel her, glättete den zerknüllten Hut und setzte

seinen Weg fort, ohne fürder des Streites zu gedenken, denn weit schrecklichere Dinge spiegelte ihm die aufgeregte Phantasie im Innern vor.

Während der Zeit, daß Geeraert den Kampf bestand, wartete ein Mädchen, deren Herz heftig pochte, auf die Ankunft des Henkersohnes, mit dem bangen Vorgefühle, es möchte ihm etwas geschehen sein. Sie allein war der Engel des Trostes und der Labung für den unglücklichen Jüngling; sie allein liebte ihn; — weil sie wußte, daß er von Jedermann gehaßt und verachtet war. Ihre Liebe hatte dem Tadel ihrer Mutter, den Vorwürfen ihrer Nachbarn, dem Spotte anderer Mädchen getrotzt. Ja, wenn man ihr das Amt von Geeraerts Vater als Scheltwort zurief, oder sie Henkersfrau und noch anderes nannte, freute sie sich, da sie dann erst das Edle, die Reinheit ihrer Liebe fühlte und wußte, daß sie ein Gott wohlgefälliges Werk thue. Sie hatte Recht, das gute Mädchen, denn ohne Geld und Guts um nach dem Willen des Herrn ihren Nebenmenschen beizustehen, schenkte sie dafür den köstlichsten Schatz ihrer Seele, die Flamme einer reinen Liebe, dem Unglücklichsten ihrer Stadtgenossen.

Apolonia oder Lina, so war ihr Name, wohnte in der Vliergasse, in einem kleinen Zimmer mit ihrer alten Mutter und ihrem Bruder Franz, — einem guten

Burschen, der fünf Tage lang in der Woche tüchtig arbeitete, einen halben Tag in der Kirche betete, und anderthalb Tage im Wirthshaus mit Trinken und Singen verbrachte, von wo er selten ohne blaue Augen zurückkam. Während der fünf Tage, die er zum Arbeiten bestimmt hatte, gab es keinen fleißigeren und geschickteren Zimmermann: auch brachte er pünktlich jeden Samstag ein gutes Stück Geld seiner alten Mutter, die ihn deßhalb besonders liebte.

Während Geeraert nach der Vliergasfe eilte, saß Lina mit ihrer Mutter bei dem Schornstein an einer Spitzenweberei; da sie nur *ein* Licht brennen wollten, hatten sie sich einander gegenüber gesetzt. Etwas entfernt davon an der andern Seite des Zimmers stand eine Zimmermannsarbetsbank, an welcher der arbeitsame Franz beschäftigt war, etwas zu zimmern. Was das Zimmer selbst betrifft, so war es sauber, und mit weißem Sande bestreut; mit einem Kreuze und einigen Heiligenbildchen verziert, aber nicht prächtig, denn die Bewohner des Zimmers konnten nicht viel mit ihrer Hände Arbeit gewinnen.

Gewöhnlich kam Geeraert um acht Uhr Abends; nie hatte er dieß versäumt, ohne es Lina zuvor wissen zu lassen: und nun war es schon zehn Uhr und noch war er nicht erschienen. Das Mädchen wußte nicht, was sie denken sollte, und war so, verstimmt und zerstreut,

daß sie auf eine Frage ihrer Mutter — nicht antwortete.

»Nun, Kind«, sprach die alte Frau, »was quält Dich denn? Kommt er heute nicht, so kommt er morgen. Es sind ja Tage genug im Jahre.«

»Ja, Mutter, Du sprichst wohl; aber ich fürchte sehr, es ist ihm etwas geschehen; er kommt doch sonst nicht so spät. — Die Leute sind so böse auf ihn!«

»Ja, mein Kind, aber er ist auch der Sohn des Scharfrichters und die hat man von je gehaßt. Sie haben ja den Henker Harmen todtgeschlagen und den Henker Hansken am Kroonenburgthurm ertränkt?«

»Und was hatten diese gethan, Mutter?«

»Das weiß ich nicht, — nichts glaube ich. Aber es geschieht, weil die Henker so viele unschuldige Leute aushängen.«

»Wohl, Mutter, aber der Henker muß thun, was der Richter von ihm fordert. Warum ertränken sie nicht lieber den Richter?«

»Ja, ja, Lina, das ist immer so gewesen; — und es gibt ein Sprichwort, das sagt: in einem Neste, in dem viel Hunde sind, kriegt der kleinste die meisten Bisse, die wenigsten Bissen.«

»Das ist ein dummes Sprichwort, Mutter . . . «

Noch lange schwatzten sie so fort, bis die alte Frau

des Wachens müde wurde, und zu ihrer Tochter gewendet sprach:

»Kind, steh' auf, wir wollen schlafen gehen, denn es ist schon spät.«

Der Befehl aber gefiel dem Mädchen nicht, da sie die Hoffnung auf Geeraerts Kommen noch nicht aufgegeben; sie wußte aber keine Ausrede, um ihre Mutter noch aufzuhalten. Sollte sie lügen? Nach einigen Augenblicken der Überlegung wagte sie doch eine kleine Lüge.

»Mutter«, sprach sie, »laßt uns noch etwas wachen: noch drei Blumen, dann ist meine Spitze fertig.«

»Nun wohl, so spute Dich, liebes Kind, denn meine Augen fallen zu.«

»Ich gehe noch nicht zu Bette«, rief Franz von der Werkbank herüber. »Ich muß dies Nähkissen fertig machen für die Wirthin vom Peerdeken; sie will es morgen früh holen.«

»Junge, Junge«, sprach die Mutter mit tadelndem Lächeln, »Du hast gewiß am Sonntag im Peerdeken mehr getrunken, als Dein Beutel ertragen kann: und arbeitest nun, um Deine Schuld quitt zu machen. — Ich geh' zu Bette. Gute Nacht! und vergeßt nicht zu beten, eh' Ihr euch schlafen legt.«

Sie stand auf und begab sich in ein anderes kleines

Zimmer, indem sie leise »Gute Nacht« murmelte.

Raum konnte die Mutter einige Stunden zu Bette sein, als Geeraert an die Thüre klopfte und von Franz eingelassen wurde.

Sein Gesicht war blaß und traurig: doch Lina verwunderte sich nicht, da sie selten die Stirne ihres Geliebten ohne die Falten gesehen, die bange Gedanken auf ihr gezogen. Mit langsamem Schritte trat der junge Mann zu dem Mädchen, faßte schweigend ihre Hand und drückte sie stumm an seine Brust. Dieß war sein gewöhnlicher Gruß, aber statt der Worte, deren er wenige brauchte, sprachen seine Augen die tiefste Dankbarkeit und die innigste Liebe aus.

»Geeraert«, rief Lina, »was hast Du? Deine Hand ist kalt wie Blei! Gott! es ist Blut an Deinem Hals . . . «

»Es ist nichts, Lina: in der Dunkelheit habe ich mich verletzt. Wie glücklich wäre ich, würd' ich nur am Körper leiden!«

Das letzte Wort war von einem tiefen Seufzer begleitet, dessen hohler Ton Lina mit Angst und Bangigkeit erfüllte. Der harte Blick Geeraerts ließ sie eine fürchterliche Neuigkeit erwarten. Mit zarter Sorgfalt reinigte sie seinen Kopf von dem Blute, das

aus einer kleinen Wunde gedrungen war, und ergriff indeß die Hand ihres Geliebten, sie sanft drückend, um ihm Muth einzuflößen.

Geeraert betrachtete das Mädchen mit bewegungslosen Blicken: man hätte glauben können, er wolle sich ganz mit ihr verschmelzen, so starrte er sie an, bis sie ihn endlich losließ und aus einem Stuhl niedersinkend ihm zurief:

»O Geeraert, sieh' mich doch nicht so an! Ich sterbe unter Deinen Blicken . . . «

Der junge Mann beugte das Haupt und blickte zur Erde. Doch sie wieder aufs Neue anblickend, nahm seine Stimme einen Ton an, der die tödtlichste Angst verrieth und Lina's Herz tief bewegte.

Während das Mädchen ihn beinahe gefühllos anhörte und er auf einen Stuhl vor ihr niedersaß, sprach er:

»Freundin, horche auf, ich bitte, denn ich werde lange sprechen: meine Stimme hörst Du zum letzten Mal.«

Ohne auf das Blaßwerden der zitternden Lina zu achten, fuhr er fort:

»Als wir noch Kinder waren, spielten wir zusammen; etwas, das wir nicht begriffen, und das jetzt zur lodernden Flamme der Liebe geworden, zog

uns zu einander. Du wußtest es nicht, süßer Engel, was es heißt, der Erstgeborene eines Henkers zu sein. Du wußtest es nicht, daß der, welcher hängt; rädert und brandmarkt, mit mehr Schande beladen ist, als der, welcher von ihm gehangen und gebrandmarkt wird. Später erst hast Du's erfahren; aber Deine reine Seele wollte nicht Theil haben an der Ungerechtigkeit der Menschen, und je mehr sich mein Unglück vor Deinen Augen entrollte, desto größer wurde Deine Liebe, weil Du wußtest, daß sich Liebe bedurfte, um nicht ganz zu verzweifeln; ja, ohne Dich hätten mich die Qualen meines Innern längst ins Grab gebracht, denn ich glaubte an nichts mehr, als an die Gerechtigkeit Gottes, der mir ein besseres Leben zubereitet, und an die Unveränderlichkeit Deiner Liebe. — Die Menschen verfolgen mich, wie einen Verfluchten; das Blut, das an meinem Halse klebte, ist durch ihren Haß geflossen, aber all das wäre nichts, meine Liebe, o nein, ich wollte nicht klagen, wenn man meinen Körper selbst zwischen zwei Steine preßte, — aber der Schmerz — die Folter ist hier!« — Und seine Hand an die Stirne haltend fuhr er fort: »Wissen, daß man bei dem reinsten Leben, der größten Herzensgüte, von Jedermann verspottet, geschlagen und verachtet werde, — ohne für alle Wohlthaten anders belohnt zu werden, als daß man mir ins Gesicht spuckt. O Engel der Güte,

siehst Du nicht, daß das mehr ist, als ich tragen kann und daß ich verzweifeln muß bei diesem Gedanken?«

»Ich habe es längst gefühlt«, seufzte Lina in Thränen zerfließend, »sind Deine Schmerzen nicht auch die meinigen? Ist Dein Angesicht traurig, ohne daß meine Augen sich mit Thränen feuchten? . . . «

Geeraert hielt einen Augenblick inne, um seine Freundin zu hören, fuhr aber dann also fort, ohne von dem Gedanketi abzuweichen:

»Wir haben uns mit der Hoffnung geschmeichelt, daß ein unerwarteter Zufall mich von dem Henkeramt befreie; durch Dich allein hab' ich das Glück kennen lernen, das mir sonst fremd geblieben wäre. Ja Du hast Dich als Märthrin für mich geopfert. Die Liebe, die ich zu Dir fühlte, hat mich bis sitzt verblindet, aber denke, gute Lina, morgen bin ich nicht mehr Henkerssohn, sondern der Henker selbst. Und glaubst Du, kannst Du denken, Lina, daß ich ein solches Opfer von Dir verlangen würde? daß ich dulden könnte, wenn man Dich des Henkers Geliebte nennte? — Hältst Du mich für unedel genug, Dich, die reine Unschuld selbst, morgen noch berühren zu können, mit meinen Händen, die sich in Menschenblut getaucht haben? O sage mir, daß Du mich noch für so seelenstark haltest, und daß Du glaubst, daß ich solches nicht

thun werde, nicht thun kann!«

Eine wunderbare Veränderung war auf dem Gesichte des Mädchens vor sich gegangen; es hatte einen Ausdruck freudigen Stolzes bekommen, denn aus ihren Augen leuchtete ein helles Feuer und ein sanftes Lächeln bewegte ihre Lippen. Sie überließ sich ganz den Erinnerungen ihres Herzens und fühlte die innige Freude, die eine edle That im Gefolge hat.

»Nun, mein Freund«, antwortete sie, »ich begreife wohl, was Du sagen willst, welch' edles Herz in Deiner Brust schlägt, aber glaubst Du, daß ich nicht gleiche Liebe für Dich fühle oder daß ich minder edeln Herzens bin? — O, ich bleibe die Deine, ganz die Deine, auch morgen und für immer! Ich werde Dich umarmen, Henker oder nicht, — hier oder auf dem Schaffot. Geeraert, ich begreife meine Pflicht! einmal werde ich noch Deine Frau, trotz den Schmähungen der Menschen und ich werde über Dein Leben den Balsam der Liebe gießen . . . «

»Nie, — nie, Lina, wirst Du die Frau eines Henkers! O, wenn ich strafbar genug wäre, dies zu dulden, verdiente ich den ewigen Fluch; — sollte ich Dich mit mir in den Pfuhl der Schande und Verachtung ziehen? o nein!«

»Nie verlasse ich Dich, Geeraert, ich hänge mich

unzertrennbar an Dein Loos und Du selbst bist nicht mächtig genug, mich von Dir zu scheiden. Glaubst Du, daß ich Dich sterben lassen wollte? Freund, wenn Du wüßtest, wie stolz und stark ich mich in dieser Stunde fühle. Mit Vertrauen werde ich zum Tisch des Herrn gehen, denn ich fühle in meinem Geist, daß der gerechte und gute Gott mich dafür lohnen wird.«

Es ist unmöglich zu schildern, was der verwunderte Jüngling fühlte. Mit Staunen betrachtete er das Mädchen, das sich so edelmüthig für ihn aufopferte, um seinetwillen Schmach und Schande tragend. Diesmal malte sich wahres Glück auf seinem Antlitz und ein tiefer Seufzer erleichterte seine Brust. Er hob die Augen zum Himmel und rief:

»O Gott, vergib mir, daß ich klagte, Du hast mir dafür einen Engel geschenkt!«

Lina fühlte sich bei diesem dankbaren Gebete erhoben; auf ihrer Stirne glänzte das Roth der Sittsamkeit und aus ihren Augen leuchtete das Feuer edeln Stolzes.

Während dieses Zwiegespräches der beiden Liebenden hatte Franz fortgearbeitet, ohne auf Geeraert und seine Schwester Acht zu geben; doch als das Nähkissen nun fertig war, hatte er nicht länger Lust, wach zu bleiben. Mit seiner Lampe

herbeigekommen, sagte er:

»So, Lina, ich bin sehr schläfrig und will mich zu Bette legen. Du mußt Geeraert sagen, daß er morgen etwas früher kommt.«

Obschon Geeraert seiner Geliebten noch viel zu sagen hatte, wollte er doch den guten Franz nicht seiner Nachtruhe berauben; er nahm daher seinen Hut und sagte, sich zum Fortgehen rüstend:

»Franz, ich muß morgen auf dem Schaffot einem Menschen den Kopf abschlagen.«

»Gib nur Acht, Geeraert!« antwortete Franz mit Kälte, »wenn es Dir mißglückt, wirst Du todt geworfen, wie der Henker Harmen; aber dann will ich Dir beistehen.«

Der junge Scharfrichter betrachtete Lina mit schmerzlichen Augen und ging nach der Thüre, um das Mädchen zu verlassen, eine Thräne aus seinem Auge wischend. Sie warf sich an seinen Hals und rief mit bewegter Stimme:

»Auf dem Galgenfeld werde ich am Schaffote stehen . . . beobachte mich dann wohl!«

Und sie hörte, mit weinenden Augen und verwirrten Sinnen, die Schritte ihres Geliebten auf der Straße nach und nach verschwinden.

2.

Als der schlaftrunkene Franz so unerwartet das Gespräch der beiden Liebenden unterbrach, hatte Geeraert seiner Lina das ewige Lebewohl nicht mehr wiederholt: da er ihr den Schmerz ersparen wollte; dessen ungeachtet schien dies Lebewohl dem jungen Scharfrichter unwiederruflich, da er den festen Entschluß gefaßt, das reine und edle Mädchen nie mehr an seine Brust zu drücken.

Mit unsicheren, aber festen Schritten durchlief er die Straßen, die von der Vliersgasse nach seiner Wohnung führten und kam endlich, eh' er es noch bemerkte, zu der Stadtfestung und klopfte an einer Thüre, die am hellen Tage durch ihre blutrothe Farbe das Haus des Scharfrichters anzeigte.

Sobald der Knecht öffnete, fragte Geeraert:

»Nun, Jan, ist der Richter hier gewesen«

»Ja, er ging so eben weg. — Euer Vater hat mir befohlen, Euch zu sagen, daß er Euch erwarte.«

Geeraert stieg die Treppen hinauf und trat in das Zimmer, wo sein kranker Vater auf dem Bette ausgestreckt lag.

Der alte Scharfrichter war bleich und mager; man konnte sehen, daß eine auszehrende Krankheit seine

Wangen gehöhlt und die verglasten Augen tiefer gelegt hatte.

Wenn die Krankheiten auch den Körper oft bis auf Haut und Bein auszehren, lassen sie doch der Seele all' ihre Kräfte, ja oft scheint es, als ob mit dem Auszehren des Körpers der Geist immer stärker werde. So war es auch mit dem alten Scharfrichter; obschon schwach und krank am Leibe, war sein Geist doch so frei, wie der eines gesunden Menschen. Als sein Sohn eintrat, wandte er die glänzenden Augen ihm zu, sprach aber nicht.

Geeraert ergriff einen Stuhl und setzte sich an dem Kopfe des Bettes; dann steckte er die Hand unter das Bett, um die magere Hand seines Vaters zu suchen, und dieselbe drückend, rief er mit bebender Stimme:

»Vater, Vater, der Richter ist hier gewesen! Sage mir, was ist mein Urtheil? — Soll ich Scharfrichter sein?«

»Mein Sohn«, antwortete der Vater traurig, »ich habe bei dem Richter Alles versucht, umsonst; er will nicht, daß der Knecht das Geschäft versehe. — Weder Geld noch Bitten können ihn erweichen; Du mußt Henker werden, mein unglücklicher Sohn.«

Der traurige Jüngling hatte dies Urtheil wohl

vorausgesehen, und doch war ihm diese Versicherung ein schrecklicher Schlag. Kalt überlief es seinen ganzen Körper und krampfhaft ergriff er die Hand seines Vaters. Aber die Aufregung — dauerte nur kurze Zeit und er verfiel bald wieder in seinen gewöhnlichen Trübsinn und seufzte:

»Morgen also, morgen, mein Vater! — raubt man mir die letzte Hoffnung auf eine glücklichere Zukunft. Morgen soll das Blut eines Schlachtopfers auf mich zurückspritzen. Nun beginnt für mich der schreckliche Lebenslauf . . . Bezahl Mörder! Mörder!«

»Mein Sohn!« rief der Vater ihm ängstlich in die Rede fallend, »bereite Dich zu einem Leben voll Martern und Qualen: jedes Haupt, das Du abschlägst, wird wie ein Stein auf Dein Herz zurückfallen und wenn genug Steine auf Deinem Herzen liegen, dann wirst Du sterben, wie ich jetzt sterbe . . . Aber es ist oben ein Richter, der das Leiden vergilt.«

Geeraert hörte nur den bitteren Theil von seines Vaters Rede, ohne das Trostreiche derselben zu vernehmen. Er fuhr fort:

»Ja jetzt verstehe ich den Haß der Bürger gegen mich. »Kann ich nicht alle Tage gerufen werden, um einen von ihnen zu tödten, er sei nun unschuldig oder Verbrecher? Und doch, wenn sie sehen könnten, was

jetzt in meinem Herzen vorgeht, sie würdest mich nicht hassen. Sie glauben, ein Henker finde Behagen am Blutvergießen, und wenn er bei dem Anblick des bloßen Halses eines Schlachtopfers blaß wird und zittert, daß seine Hände das Schwert nicht tragen können, dann wirft man ihn mit Steinen todt, weil er kein guter Scharfrichter sei und sich vom Mitleiden bewegen lasse!«

»Ich habe oft an diesen Widerspruch gedacht, mein Sohn, doch hab' ich ihn nie begriffen.«

»Ich wohl, mein Vater, ich hab' ihn schon lange begriffen: in jede Menschengesellschaft gehört ein Opfer, ein Unglücklicher, an welchem man alle Grausamkeit, allen Haß des Herzens ausläßt — und dann wird dieser Dulder von der Umgebung mit Schande überhäuft, weil man ihn ohne Reue mißhandeln und verachten kann. Aber mein Vater, gibt es denn kein unversuchtes Mittel mehr, um meinem Schicksal zu entgehen? Ich kann mich nicht an den Gedanken des Mords gewöhnen; was werd' ich morgen für ein verächtliches Geschöpf sein; ja, ich werde mich selbst verachten — und keine Hoffnung mehr! Es muß so sein!«

»Mein Sohn«, sprach der Vater, mit seinen Augen auf den Tisch zeigend, »nimm das Buch, das der

Richter mir gezeigt hat, und lies das Urtheil auf der angeschlagenen Seite.

Geeraert las seine unwiderrufliche Bestimmung in tiefer Angst; dann warf er das Buch mit Entrüstung zu Boden und rief :

»Verflucht sei das ungerechte Gesetz, das mich in meiner Mutter Leibe zu Blutvergießen und Schande verurtheilt hat! O Menschheit! ist es denn wahr — Du hast über meiner Wiege gerufen: — Diese Frucht gehört mir, denn es ist des Henkers Erstgeborener: man liefre ihn der Verachtung der Menge aus: er werde mit Blut und Schande bedeckt und lebe unter seinen Kindern, wie die Schlange, deren Anblick man mit Abscheu flieht . . . «

»Scheußlichkeit! Während man dieß Urtheil über mich aussprach, lachte ich der leuchtenden Sonne aus der Wiege entgegen! — Mein Vater, glauben sie denn, daß meine Mutter mich ohne Herz geboren, und daß es mich nicht schmerze, so unter dem Schmutz der Schande begraben zu sein?«

»Die Verzweiflung treibt Dich zu weit, Geeraert«, antwortete der Vater seufzend. Ich verstehe Deinen Schmerz wohl, er hat mich nun schon so lange gemartert; aber bedenke, daß der Scharfrichter in einer Gemeinde so nothwendig und die Unterwerfung unter

Dein Schicksal Dir durch den Herrn bestimmt ist; vielleicht wirst Du darin Deine Ruhe finden.«

»Ruhe finden! Hast Du Ruhe gefunden, mein Vater? Ist das die Ruhe, die Dich zum Grabe bringt? Sind es die Thränen der Ruhe und des Friedens, womit Du seit zwanzig Jahren das Haupt Deines Sohnes befeuchtet? O! verbirg mir die Schrecken meines Schicksales nicht: Du hast den Muth gehabt, es so lange zu tragen, aber ich, Vater, ich fühle mich nicht so stark . . . und doch, sterben ist sterben: wenn der Tod uns morgen zugleich trifft, so werden unsere Seelen gleich frei und heiter zum Richterstuhl des Herrn aufsteigen, um dort erst glücklich zu werden.«

Der alte Scharfrichter hörte mit inniger Freude, daß ein Strahl von Hoffnung sich in die Brust seines Sohnes senkte; er vermuthete es wenigstens aus seinen Worten, und um ihn zu bewegen, sich zur Ruhe zu begeben, sagte er:

»Das lange Sprechen hat mich sehr ermüdet: ich will Dir noch einen Rath geben« — Wenn Du morgen auf das Schaffot steigst, so betrachte nicht das Volk; denn all' die Augen, aus welchen nur blutsüchtige Neugier spricht, würden Dich bestürzt und beben machen. Stelle Dir vor, Du seiest allein mit dem Verurtheilten auf dem Schaffot und nehme die — Art

des Schlages wohl in Acht; denn wenn Du das Opfer nicht mit einem Schlage tödtest, werden tausend Stimmen sich gegen Dich erheben — und ich werde Dich nicht lebend wiedersehen. Ich will Gott bitten, daß er Dir aus Mitleiden die Kraft gebe, das schreckliche Werk zu vollbringen. — Geh', mein Sohn, mein Segen über Dich!«

Geeraert wollte in Klagen ausbrechen, doch er sah, daß sein Vater Thränen aus seinen Augen wischte und beschloß, seinen Schmerz nicht zu vergrößern. Er wollte sagen:

»O! ich werde zittern, ich kann nicht schlagen«, doch er hielt es zurück aus Liebe zu seinem kranken Vater und ihn zärtlich umarmend, als ob er sich auf ewig von ihm trennte, sprach er mit tiefster Rührung:

»Schlafe ruhig, mein guter Vater, o, schlafe ruhig!«

In seine Kammer gekommen, schloß er die Thüre zu, setzte sich vor einen Tisch und legte das Haupt in die Hand; dann wandte er das Auge nach der Seite des Bettes und ohne dies oder etwas anderes zu betrachten, blieb er wie bewegungslos sitzen.

*

*

*

Als die Sonne am andern Tage das Zimmer mit ihren

ersten Strahlen erleuchtete, fand sie den unglücklichen Jüngling noch in derselben Stellung vor dem Tische sitzend, die Augen fest auf ein bloßes Messer geheftet, das er zwischen seiner Hand hin und her rollen ließ, als ob er sich an seinem Glitzern belustigte.

3.

Es war ein schöner Frühlingstag; die Sonne glühte am lichten Himmel, dessen warmen Azur nur hie und da ein weißes Wölkchen unterbrach. Die reine Luft wirkte kräftigend aus die Gemüther der Bürger von Antwerpen. Auf allen Straßen wimmelte es mit Spaziergängern, die die schönfarbigen Pfingstkleider mit klopfendem Herzen angezogen hatten; die Kinder spielten lustig auf den Straßen, und die im Sonnenschein durch einander kreuzenden Schmetterlinge und Goldkäser zeigten einen herrlichen Frühling, der dem Schooße der Natur ihre großen Reichthümer entlockte.

Um zehn Uhr hatte sich das Volk bei der Liebfrauenkirche versammelt, um die Pfingstprozession beginnen zu sehen: mit entblößtem Haupte sahen sie die prächtigen Fahnen und reichen Standarten vorüber tragen, bis das Allerheiligste nahte: da breiteten sie alle ihre Tücher über die Steine des Marktes und knieten betend nieder. Während das glänzende Gold an den Gewändern und Stolen den Priester in den Augen des Volkes zum Heiligen erhob, vermehrte ein Gesang von schweren Männerstimmen die Rührung und in diesem Augenblick war keiner

unter der Menge, dessen Geist sich nicht in die Wohnung Gottes geträumt hatte.

Unmittelbar nach der Prozession folgten die Mitglieder der sechs Gilden: zuerst die Brüder der Fechtergilde, dann die der Kolveniere, dann die jungen und alten Armbrustschützen, alle in glänzendem Anzug und mit blinkenden Waffen — Als diese vorüber waren, kam plötzlich eine große Bewegung unter das Volk; jeder suchte sich größer zu machen und seinen Kopf über den des Andern zu erheben; man stieg auf Fenster und Ecksteine und ein allgemeines Händeklatschen bezeugte die Freude der Menge.

»Der Umgang! — Da ist der Umgang!«

Ihn eröffnete ein ungestalteter Fisch, in gemaltem Wasser schwimmend, der sich langsam durch die gaffenden Zuschauer auf dem Groote-Markte drängte. Auf dem Rücken saß ihm ein Kupido, auf dessen Wink sich die beiden Wasserbrunnen über die neugierige Menge zu großer Belustigung ergossen.

Auf den Wallfisch folgte der Riese Druon-Antigon, der Kopf und Augen fürchterlich verdrehte, und in die Dachfenster der höchsten Häuser blicken konnte. Dann folgten die Delphine, die Seewagen Neptuns. Europa auf dem Stier, der Parnaß, der Mädchenwagen,

Fortuna auf dem Elephanten, das Kauffahrteischiff und noch viele andere Allegorieen.

Bei jeder neuen Erscheinung wiederholten die Bürger ihr Händeklatschen; bald um der Schönheit des Sinnbildes, bald um der Bekannten willen, die die Personen vorstellten.

Das schöne Frühlingswetter begünstigte die heitere Belustigung der Bürger von Antwerpen.

Während dieser fröhlichen Seme, welche überall Freude und Lust erzeugte, erblicken wir in einem entfernten Hause der Stadt ein Schauspiel ganz anderer Art.

Der arme Geeraert saß wieder an dem Bette seines Vaters, stillschweigend die Arme über die Brust gekreuzt und niedergebeugt von dem herben Schmerze; er war nicht mehr; der Jüngling mit den schönen schwarzen Haaren, die seinem blassen Gesichte so viel Männliches gaben; er war alt geworden wie sein kranker Vater. Tiefe Furchen hatten sein Gesicht durchzogen, . . . und etwas andres, — schreckliches Zeichen einer fürchterlichen Nacht: — seine Haare waren schneeweiß. Die Seelenqualen der letzten Zeit hatten seine Nerven so aufgereggt, daß er bei dem geringsten Geräusche schauernd bebte und jedesmal, wenn die Glocke von St. Jakob eine Stunde

mehr anzeigte, lief ein kalter Schweiß von seinem Antlitz und seine weißen Haare standen zu Berge.

Es war zwei Uhr; um sechs Uhr sollte die Hinrichtung stattfinden.

»Mein unglücklicher Sohn«, sprach der Vater, »habe Muth, eröffne mir Dein Herz; vielleicht werden meine Worte Dir einigen Trost geben, Du sitzt schon so lange da, ohne zu sprechen!«

Geeraert drückte zitternd die Hand seines Vaters. Er hörte an seinem Tone, daß das Schweigen ihn schmerzte. Mit dumpfer Stimme antwortete er ihm:

»Mein Vater, ich messe den Abstand, der mich von der ewigen Schande trennt. Noch vier Stunden und meine Hände rauchen vom Blute meines Nächsten. O schreckliche Gewißheit! Dann ist der Weg des Lebens unwiderruflich hinter mir geschlossen. Es gibt keinen Rückweg mehr, ich muß fortschreiten, ohne umzusehen, auf der Bahn der Schande und Verachtung und wenn ein mitleidiger Mensch — eine Frau, o Lina, Lina! — wenn ein Mensch mir seine Hand reicht, darf ich ihm mit der meinigen nicht danken! — Vater, ich kann es nicht ausdrücken, was ich fühle, meine Sinne vergehen mir. Diese Nacht hab' ich die Hand nach dem Messer ausgestreckt, das mich tödten sollte! — aber ich glaubte Deine Hand zu sehen, die mich davon

zurückhielt.«

Während dieser Worte liefen die Thränen über die Wangen des alten Scharfrichters. Mit bittender Stimme rief er:

»Mein Sohn, denk' an meine Krankheit und was ich leiden muß bei Deinen Worten. Weißt Du wohl, Geeraert, daß Du mir Deinen gewissen Tod ankündigst? Und daß Du mir sagst: — Diesen Abend wird mein Leichnam von dem rasenden Volke in Stücke gehauen und Du, mein Vater, wirst meine zerstreuten Glieder auf dem Galgenfeld nicht mehr finden können; denn meine Leiche wird das Volk mit den Füßen zermalmen? Weißt Du, daß Deine Worte mir das Schrecklichste wahrsagen?«

»Ja, ich weiß es«, antwortete Geeraert mit hartnäckiger Kälte, die den alten Vater schauern machte.

Nachdem richtete er sich halb im Bette auf und seinen Sohn an sich ziehend, umarmte er ihn unter bitteren Thränen.

»O Geeraert«, rief er, »ich verstehe Dich, Du willst sterben! Du findest Freude an dem sündigen Gedanken, an dem schrecklichen Traume Freiwillig gibst Du Dich der Raserei der Menge zum Besten . . . Und ich alt und allein soll auf der Welt

bleiben. Du willst mich dem Unglück überlassen? Dachtest Du nicht an die Undankbarkeit, die in Deinem Vorsatze liegt, Geeraert?«

Diese Worte machten einen tiefen Eindruck auf den Jüngling. Der Gedanke, dieses Tages zu sterben, hatte ihm die ganze Nacht zugelacht und jetzt mußte er aus Liebe zu seinem Vater alles anwenden, um ein Leben zu erhalten, das ihm lästig war.

»Mein Vater«, sagte er, »o vergib mir, ich weiß meine Pflicht. Wohlan! ich will mit Muth das Schaffot besteigen. Mögen alle Schmach und Schande, die ein Mensch tragen kann, auf mich fallen, ich will ihnen Stand halten! Nun fürchte ich nichts mehr; bereit, den Schlag mit Kälte zu vollführen, will ich meine Hand in das Blut meiner Brüder tauchen, ohne daß ein Gefühl von Schauer über mich komme. Es ist gesagt, — sie haben es gewollt! Weine nicht mehr, mein Vater, Dein Sohn wird Henker werden und mit einem Henkersherzen!«

Man hätte glauben sollen ein starker Geist sei über Geeraert gekommen, aber dem war nicht so. Geeraert betrog sich selbst und seinen Vater und seine Worte waren nur der Ausfluß eines augenblicklichen Wahnwitzes, der ihn befangen hatte, als er sich zwischen zwei Beschlüssen zu wählen gezwungen sah,

die ihm gleich schrecklich waren. Schon seine Haltung zeigte, daß nicht der Muth aus ihm sprach, denn er zitterte am ganzen Leibe und als er zu seinem Vater sagte: »Weine nicht!« flossn ihm die Thränen über die Wangen.

4.

Es war sechs Uhr des Abends, als der Schiffer Harmen hingerichtet werden sollte.

Lange zuvor schon sah man zahlreiche Volkshaufen aus dem St. Georgsthore dem Galgenfeld zuströmen, um dem schrecklichen Schauspiel anzuwohnen. — Nichts lockt das Volk mehr an als die Hoffnung, einen Kopf grinsend von dem Schaffot rollen sehen zu können, während das vergossene Blut den Boden röthet. Schauerliches Vergnügen! schreckliche Neugier, die sich an der Hinrichtung eines Menschen ergötzt.

Das Galgenfeld selbst war gedrängt voll mit Menschen, — Frauen von allen Ständen und Altersklassen befanden sich da mit ihren Kindern, und der alte Greis, der sonst nie aus der Ecke seines Zimmers herausgekommen, hatte die letzten Kräfte angestrengt, um seine lahmen Glieder unter das Schaffot zu schleppen und dem blutigen Schauspiel einer Hinrichtung anzuwohnen. — Schäckernd und lachend wartete die Menge, während Galgen und Räder über ihren Köper prunkten.

Unter dem dichtgedrängten Volke stand Lina nahe am Schaffote: ihr Herz klopfte laut in dem banger

Busen und bald hätte sie geweint, trotz dem Volk, das sie umringte: wäre sie nicht gekommen gewesen, um Geeraert muthig zu machen und hätte sie nicht gefühlt, wie wenig Thränen dazu taugen. Ihr Bruder Franz befand sich an ihrer Seite, hübsch gekleidet, mit einem breiten Hute auf dem Kopfe und einem braunen Mantel auf den Schultern, wie ihn die meisten Bürger jener Zeit trugen. Lina hatte ihm die schreckliche Gefahr Geeraerts geschildert, und er in seiner leicht erregbaren Herzensgüte hatte unwiderruflich geschworen, dem den Kopf einzuschlagen, der den ersten Stein nach dem Scharfrichter werfen würde.

Da es schon spät war und bereits zu dunkeln begann waren die Henkersknechte geschäftig, auf dem Schaffote Alles herzurichten, damit man nicht lange warten dürfe. In diesem Augenblicke fuhr der Henkerskarren durch das Volk und wurde durch ein allgemeines Geräusch angekündigt. Der verurtheilte Harmen, in schwarze Leinwand gekleidet, saß mit einem Priester im hintern Raum des Wagens. Geeraert mit dem großen Schwert befand sich mit seinem Knechte auf dem vordern Sitze.

Es ist unmöglich zu sagen, was in dem Innern des Scharfrichters vorging, da auf seinem Gesichte sich nichts abspiegelte; er hatte feine Blicke zur Erde niedergeschlagen, und sah nicht auf das Volk. Und in

der That, wenn das Schwert ihn nicht kenntlich gemacht hätte, würde man nicht haben sagen können, wer von beiden, ob er oder Harmen, der Verurtheilte sei. Glücklicher Weise hatte der Vater ihm gerathen, sich das Haar abschneiden zu lassen, sonst hätte das Volk ihn jetzt schon verhöhnt und verspottet. Geeraert bestieg das Schaffot, ohne es zu wissen und war so sehr im Geiste abwesend, daß er nichts sah, auch Lina nicht, obwohl sie ihm mehre mal durch ihren Bruder Zeichen geben ließ.

Die Henkersknechte wollten den Verurtheilten von dem Karren auf das Schaffot führen; aber dieser gab vor, er habe seine Beichte noch nicht geendet, und daß er nun erst sein Gewissen ganz reinigen möchte, da er wohl sehe, daß es keine Begnadigung mehr für ihn gebe. Vielleicht hoffte er in der Dunkelheit seine Freiheit erlangen zu können; denn schon konnten die, welche etwas ferne vom Schaffote standen, dasselbe nicht mehr wohl sehen. Das Volk fürchtend daß die Dunkelheit ihm das schöne Schauspiel entziehen möchte, begann laut die Vollziehung des Urtheils zu fordern. Da brachte man den« Verurtheilten mit Gewalt auf das Schaffot und hieß ihn niederknieen. Der Knecht des Scharfrichters entblößte den Hals des Verurtheilten und deutete mit einem bezeichnenden Blicke darauf, als wollte er sagen: »Meister, schlaget

hierher!«

Beim Anblick des nackten Fleisches, in das er schlagen sollte, erwachte Geeraert aus seinem dumpfen Traume. Seine Glieder begannen zu zittern, daß das Schaffot davon erbebte und das Schwert fiel ihm aus der Hand. Der Knecht raffte den Mordstahl wieder auf und gab ihn seinem Meister zurück, der ihn krampfhaft in der Hand bewegte.

Die rothe Ruthe des Halsgerichtsbeamten gab das Zeichen, aber Geeraert hörte weder seine Stimme, noch sah er die Ruthe fallen. Da rief der Knecht, während schon ein Murmeln von schlimmer Vorbedeutung durch das Volk lief :

»Schnell, Meister, schnell!«

Mit all dem Muthe, aller der Kraft,— die ihm noch übrig 'geblieben, erhob Geeraert das Schwert über dem Haupte des Verurtheilten, mit dem festen Vorsatz, wacker zuzuschlagen. Der Unglückliche wußte nicht, wo er sich befand, was er that, noch was er dachte; ganz verloren in Scham und Schrecken, hatte ihn eine Wuth ergriffen, die ihn zu einem Schlage ausholen ließ, wie nie einer auf dem Schaffot geführt worden; aber im selben Augenblick wandte der Verurtheilte den Kopf und stieß einen jämmerlichen Schrei aus, als er das drohende Schwert sah. Da verlor Geeraert all'

seinen Muth wieder und er ließ das Schwert auf Harmens Leib fallen, aber so ohne Kraft, daß es ihn nicht verwundete.

Der Verbrecher, der bei dem Fallen des Schwertes einen eiskalten Schauer über den Leib laufen fühlte, sprang plötzlich empor und seine Arme nach dem Volke ausstreckend, rief er um Hilfe, weil man ihn muthwillig martere.

Und nichts hielt mehr die Wuth des Volkes zurück. »Schlagt ihn todt! schlägt ihn todt, den Menschmquäler!« war Alles, was man hörte. Steine flogen um Geeraerts Haupt, doch nur in geringer Menge, denn es waren nur wenig auf dem Galgenfelde zu finden.

Der verstummte Jüngling trat vorne an das Schaffot, kreuzte die Arme übereinander und sich als Märtyrer hinstellend, der sterben will, rief er mit kräftiger Stimme:

»Da, wirf mich todt, blutdürstiges Volk!«

» Dieß trieb die Wuth der Menge auf die Spitze; die Frauen, Kinder und die bessern Bürger flohen nach allen Seiten des Galgenfeldes und es blieb nur noch der Abschaum der Stadt, der böswillige und wüthende Pöbel, der mit ungemeiner Gewalt sich nach dem Schaffot drängte, und den Henker, trotz dem

Widerstreben der Gerichtsdienner, herabholen wollte. Es war ein Geschrei und ein Gewühl, daß man weder hörte, noch sah.

Um den Scharfrichter hatten sich auf dem Schaffote die Gerichtsdienner aufgepflanzt, in der Absicht, ihn zu beschirmen; aber besonders auch, um den Verurtheilten festzuhalten, der mit Gewalt loszukommen suchte. In diesem Augenblick stieg ein Mann langsam auf das Schaffot, und in die Nähe des Scharfrichters gekommen, rannte er ihm die Worte in's Ohr:

»Geeraert, Lina beschwort Dich bei Gott und Deiner Liebe zu ihr, daß Du noch einmal mit ihr sprichst, sie steht da unten — folge mir!«:

Dann sprang er zur rechten Seite unter das Volk, um Geeraert den Ort zu zeigen. Der junge Scharfrichter folgte dem Gedanken der Liebe konnte er der guten Geliebten das letzte Lebewohl versagen, ehe er sterben würde: er lief das Schaffot hinab zu Lina, die daneben stand. Franz, der ihn gerufen hatte, warf ihm rasch den Mantel um die Schultern und setzte ihm seinen Hut aufs Haupt, dann den Arm Linas in den Geeraerts legend, sprach er leise zu ihm:

»Geht ruhig und muthig durch das Volk und in den Busch hinter dem zweiten Schnellgalgen!«

Als er sah, daß Lina seinem Befehle gehorchte und Geeraert sich sprachlos leiten ließ, lief er auf die andere Seite des Schaffots und erhob da ein solches Geschrei, daß die Menge, in der Meinung, er habe den Scharfrichter, stürmisch nach der Seite drängte und Lina und Geeraert freien Weg ließ. Franz rief indeß mit aller Macht:

»Schlagt ihn todt, schlagt ihn todt! Hier der Menschengüaler. Seine Leiche wollen wir haben.«

Dann warf er wieder mit Steinen nach den Gerichtsdienern und raste, wie ein Besessener. Dieser Lärm und die Dunkelheit ließen Lina ihren Geliebten aus dem Gedränge führen, ohne daß man ihn erkannte; denn der Hut und Franzens Mantel bedeckten hinlänglich das Gewand des Scharfrichters. Ehe die zwei Geliebten aber den Busch erreicht hatten, war der Pöbel bis auf das Schaffot gedrungen, hatte den Verurtheilten erlöst und laufen lassen, nach dem Scharfrichter mit Gewalt verlangend, indem man die Gerichtsdienner mißhandelte, um sie zum Geständnis zu zwingen, wo der Scharfrichter sich befinde. Ein Mann, der Franzens That bemerkt hatte, als dieser den Mantel über Geeraerts Schultern warf, war der Frau mit dem verkleideten Manne mit den Augen gefolgt und schloß richtig, daß dies der Scharfrichter sein müsse.

Eilig lief er ihnen deßhalb nach durch das Galgenfeld, bis er endlich Lina mit Geeraert hinter dem Busche verschwinden sah. Fluchend vor Freude und Zorn stürzte er auf die Liebenden los und Geeraerts Mantel herunterreißend, sah er des Henkers Gewand. Ohne ein Wort zu verlieren, hob er seinen schweren Stock in die Höhe und gab dem Jüngling einen so harten Schlag auf den Kopf, daß er zu Boden stürzte. Der Mörder wollte noch weiter seine Wuth an dem Opfer seines Hasses auslassen, aber Lina warf sich ihm entgegen und mit ihren beiden Armen ihn umschlingend machte sie ihm jede weitere Bewegung unmöglich. Der Anblick des Geliebten, der bewegungslos zu ihren Füßen lag, hatte ihr die Kraft dazu gegeben, und wissend, daß es besser, mit einem einzigen Feinde zu thun zu haben, als mit vielen, ließ sie keinen einzigen Laut von sich hören, um Niemand herbei zu locken.

Glücklicherweise übertönte das Geschrei des Pöbels die Flüche von Geeraerts Mörder. In dem Augenblicke, als sie ihre letzten Kräfte anstrengte und fühlte, daß sie kaum länger widerstehen könnte, kam Franz ihr Bruder gerade hinter dem Verstecke hervor und sah seine Schwester mit einem Unbekannten ringen; ein Blick auf Geeraert löste ihm das Räthsel des Vorgangs.

Ein wüthender Racheschrei entflog seiner Brust und ehe Lina ihn bemerkt hatte, sprang er herbei und mit seinen zwei starken Händen den Unbekannten bei den Schultern fassend, riß er ihn rückwärts auf den Boden.

»Lina«, rief er, während er den niedergeworfenen Mann nach dem Galgenfelde schleppte, »trage Geeraert in das Gebüsch; wenn er noch lebt, ist er für immer gerettet und erlöst. — Spute Dich!«

Bei diesen Worten schleppte er seinen Feind so rasch mit sich fort, daß dieser sich an nichts festhalten konnte. Sobald Franz sich unter dem Volk befand, begann er überlaut zu schreien, sein Opfer immer weiter schleppend:

»Der Henker, da der Henker!«

»Schlagt ihn todt, schlägt ihn todt!« ertönte es von allen Seiten und Alles lief hinter Franz drein, um der Abschachtung beizuwohnen. Und als sich Lina's Bruder vom rasenden Volke dicht umringt sah, warf er den Mann, den er bei den Füßen fortzog, mitten unter sie, ihnen zurufend:

»Da ist der Scharfrichter!«

»Schlagt ihn todt! schlägt ihn todt!«

Und hunderte von Schlägen mit allen Waffen fielen auf den heulenden Mann, der in der Dunkelheit für den rechten Henker angesehen wurde, da sein Flehen

in dem ungeheuren Getöse nicht gehört wurde. Er lebte keine Viertelstunde mehr; die Kleider wurden ihm vom Leibe gerissen und sein Körper so zerstückelt, daß er nicht mehr zu erkennen war.

Franz ließ das tolle Volk bei seiner schauerlichen That und kam nach einiger Zeit zu seiner Schwester zurück, die neben ihrem Geliebten saß und den Herrn um Gnade für ihn bat; er fand, bei der Untersuchung von Geeraerts Zustand, daß das Herz noch klopfte, und daß nur eine Betäubung ihn des Gefühles beraubt hatte. Seine Schwester verlassend, lief er nach einer Gracht und bespritzte mit Wasser das Antlitz und die Brust Geeraerts, der nach und nach wieder zu sich kam. Das Erste, was er bei seinem Erwachen fühlte, war der Kuß seiner lieben Lina, die beinahe vor Freude verging und keine Worte finden konnte, um ihre Gefühle auszusprechen.

Sobald Geeraert seine Kräfte wieder gewonnen, entfernten sie sich heimlich von dem Orte und kehrten in die Stadt zurück, wo Geeraert sich in dem Hause seiner Geliebten bis tief in die Nacht verborgen hielt. Als die gefürchtete Mitternachtsstunde angebrochen, ging er, von Franz begleitet, nach der Wohnung seines Vaters und trat unerwartet in das Zimmer.

Der alte Scharfrichter, der weinend auf dem Bette

den Tod seines Sohnes betrauerte, hielt, was er sah, für einen trügerischen Traum; aber als die heftige Umarmung ihn überzeugt hatte, daß es Wahrheit sei, glaubte er vor Freude sterben zu müssen. —

»Mein Sohn, mein Sohn« rief er, »Du begreifst Dein Glück nicht. Nicht allein von der Marter bist Du erlöst, auch von aller Schmach und Schande. Der Fluch, der auf unserem Geschlechte ruht, ist gelöst mit dem Tode und . . . Du bist todt, mein Sohn!«

»Und ich habe noch kein Blut vergossen!« rief Geeraert freudig drein.

»Geh' und wohne ferne von Deinen ungerechten Brüdern«, begann der Vater wieder, »verlass' Antwerpen, heirate Deine gute Lina, liebe sie immer; — und der Himmel schenke Dir reiche Nachkommenschaft Deine Söhne werden nicht mehr geborene Henker sein und Du wirst nicht über Deine Kinder weinen, wie ich über Dich geweint habe. Die Ersparnisse meiner Väter bewahren Dich für immer vor Armut; gebrauche sie wohl und lebe glücklich . . . «

Seine Stimme brach nach und nach von der heftigen Gemütsbewegung Geeraert hing an dem Halse seines Vaters und stammelte seinen Dank; denn seinem Entzücken und seiner Freude gebrach es an allen

Worten.

*

*

*

Lange noch nach dieser Zeit lebte zu Brüssel, unter anderem Namen, der Sohn des Scharfrichters, glücklich mit seiner Lina, die er immer gleich zärtlich liebte. — Und als er endlich auf dem Todtenbette lag, umringten zahlreiche und tugendhafte Kinder die letzte Lagerstätte ihres Vaters.

Ende